



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düntzer, H.: Das Geschlecht Textor, Goethes mütterlicher Stammbaum :
(Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Geschlecht Textor, Goethes mütterlicher Stammbaum.

Von H. Dünker.

(Fortsetzung.)



eider hatte der siebenjährige Krieg einen Riß wie in die Frankfurter Bürgerschaft, die meist auf Friedrichs Seite stand, auch in Textors Familie gemacht, da der Stadtschultheiß treu am Reiche hielt, wogegen Rat Goethe ein begeisterter Verehrer des großen Königs war, dessen Siege er mit vollem Jubel begrüßte. Die andern Schwiegersöhne neigten auf die Seite des Schultheißen, während die Frauen geteilt waren. Der Unsegen politischen Streites trat auch hier hervor; die Leidenschaft mischte sich ein und entstellte manches zu Gunsten und Ungunsten. Wohl mag Textor, wenn man Friedrich zujubelte, sich von der Hitze zu weit haben fortreißen lassen; Goethe sagt nur, dieser, sonst ein heiterer, ruhiger, bequemer Mann, sei ungeduldig geworden. Krieg hat hierin einen Widerspruch mit der Äußerung des Dichters finden wollen, der Großvater habe keine Spur von Heftigkeit gehabt, ja er erinnere sich nicht, ihn je zornig gesehen zu haben. Aber ein solcher ist in der That nicht vorhanden; selbst ein wirklicher könnte höchstens beweisen, daß solche Ausnahmefälle bei der letztern Äußerung übersehen worden seien, unmöglich Verdacht gegen die Wahrheit seiner Schilderung des Großvaters erregen. Manches harte Wort mag der Herr Rat besonders gegen den frommen Schwager Starck ausgestoßen haben, das die gewohnte Ruhe des Familientisches störte, und dies nebst dem Widerwillen, immer solche beschränkte Verkleinerungen seines Helden hören zu müssen, wird ihn bestimmt haben, wie Goethe berichtet, endlich wegzubleiben. Das österreichische Kaiserhaus hatte jetzt, wie früher sein Gegner, der gefallene Kurfürst von Baiern, die Franzosen zum Beistande nach Deutschland gerufen und auch Frankfurt befohlen, ihnen freien Durchzug eines einzelnen Bataillons zu gewähren. Sie hatten sich in der Wetterau festgesetzt, fühlten aber bald die Notwendigkeit, Frankfurt als Stütz- und Waffenplatz zu besetzen. General Soubise beschloß, dies kurzer Hand zu thun, was sehr leicht war, da er freien

wenn auch auf eine geringe Truppenzahl beschränkten Durchzug hatte, und die schwache zurückgebliebene Besatzung samt der Bürgergarnison mit ihren „edlen und mannhaften Bürgerkapitänen“ keinen bedeutenden Widerstand leisten konnte. Es fiel ihnen gar nicht ein, sich dazu die Erlaubnis von Wien zu verschaffen, und in Wien dachte man nicht daran, den Frankfurter Magistrat zum Verrate zu bestimmen.

Bei der am 2. Januar 1759 leicht erfolgten Überrumpelung der Stadt war auch Textors Bruder, der sich als Major auf der Konstablerwache am Bornheimer Thore befand, rasch überwältigt worden, ohne daß man im geringsten ihn eines Verrates zeihen konnte. Erst als man den Druck der französischen Besatzung immer schärfer empfand, maß Parteileidenschaft dem Schultheißen und den Bürgermeistern alle Schuld bei; denn Frankfurt wurde von den Verbündeten des Kaisers wie eine eroberte Stadt behandelt, die man für unermesslich reich hielt. Für Textor waren die nächsten Jahre umso trauriger, als er unter dem Verdachte der Bestechung litt. Die Lage wurde immer drückender, sodaß der Rat sich endlich entschloß, in Paris selbst Hilfe zu suchen, wobei man es an klingenden Mitteln nicht fehlen lassen durfte. Aber auch dies fruchtete wenig. Zu den Ungebuldigsten und Aufgeregtesten gehörte Goethes Vater, der wütend war, daß er seine schönen neuen Zimmer einem hohen französischen Offizier einräumen mußte. Im Anfange des Jahres 1760 richtete er an den Rat das Gesuch, ihn endlich von der unbequemen, sein ganzes Hauswesen störenden Einquartierung zu befreien, aber dies war eben bei dem Stande der Dinge unmöglich, und eine Veränderung wäre wohl mit noch größern Lasten verbunden gewesen.

Dem Prediger an St. Katharinen ward im Jahre 1760 ein Sohn geboren, der des Großvaters Namen führte. Bei dem Tauffchmause kam es zwischen dem Schultheißen und dem Rat Goethe, der die Forderung der Befreiung aufs dringendste wiederholte, zu einem Streite, den wir nur aus dem Berichte des Arztes Sendenberg, Textors giftigsten Feindes, kennen. Dieser erzählt am 1. April 1760, unlängst habe sich der Streit beim Tauffchmause gegeben. „Da redeten sie von dieser Materie [dem französischen Drucke] und Textor gab Goethe keine guten Worte. Dieser wild sagte: er versuche das Geld, so Textor, die Stadt den Franzosen zu verraten, genommen habe, wolle nichts davon [nachträglich: »und versuche die, so sie hereingelassen«]. Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damals aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi [der dreißigjährige Mann war vor kurzem in Frankfurt angekommen und gehörte zu den Frommen], so dabei war, stiftete Frieden.“ Darauf folgt eine so schändliche Äußerung über die Unsitlichkeit von Textors Gattin, daß Kriegt sich ihre Mitteilung versagt hat. Und wie Sendenberg es liebt, bei wichtigen Äußerungen sich der lateinischen Sprache zu bedienen, folgt der Trumpf: „Vera est historia, und

Herr von Rhost [Senior des Bürgerkollegs, das gegen den Magistrat äußerst erbittert war] hat mir sie mit allen Umständen erzählt. Die Stadtschultheißen soll sich nachher alle Mühe gegeben haben, *socerum* und *generum* [Schwiegervater und Schwiegersohn] wieder zu vereinigen.“ Die Quelle der Erzählung ist demnach ein älterer Gegner des Frankfurter Magistrates, der seine Freude daran hatte, die Sache weitläufig zu erzählen, obgleich er selbst nicht dabei gewesen war, sondern sie von einem andern (es bleibt noch zweifelhaft, ob unmittelbar vom Pfarrer Claudi) vernommen hatte. Claudi selbst war dem religiös-freisinnigen Textor nicht gewogen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er, wie damals so viele, denen die französische Besatzung mit Recht ein Greuel war, das Unglück auf schändlichen Verrat von seiten der höchsten Stadtvertreter schob. Wie viel Sendenbergs Haß hier noch weiter vergrößert hat, läßt sich nicht ermessen. Jedenfalls wird es zu einem lebhaften Streite gekommen sein, und daß Rat Goethe, dessen wildes Aufbrausen wir schon aus des Sohnes Erzählung des Vorfalles mit Thoranc kennen, seiner Leidenschaft freien Lauf ließ, ja dem Schwiegervater den damals von so vielen erhobenen Vorwurf des Verrats ins Gesicht schleuderte, ist sehr glaublich; auch könnte Textors heftige Erwiderung den zur Taufe in vollem Puz erschienenen Rat Goethe zum Ziehen des Degens gereizt haben, doch scheint es ein den Skandal aufbauender Zug, daß Textor zuerst mit dem Messer nach dem Beleidiger geworfen habe. Als Kern der Geschichte müssen wir wohl bestehen lassen, daß selbst Goethes Vater den Schultheißen des Verrats schuldig glaubte. Für Sendenbergs Haß gegen diesen und seine unedle Schadenfreude war der leidenschaftlich gefärbte Bericht des auf den Magistrat erbitterten Seniors ein wahres Labjal.

Im folgenden Jahre stand die Frau Rat bei Töchtern von Starck und von Melber Pate; leider starben beide Kinder, die ihre Vornamen fort-pflanzen sollten, frühe, wenn auch Melbers Tochter sechs Jahre alt wurde. Der Sohn des Schultheißen kehrte als Dr. juris von Altorf zurück, wo er eine auf Frankfurt bezügliche Abhandlung: *De causis et sententiis, quae secundum statuta et privilegia illustris reipublicae Moeno-Francofurtensis appellationem non admittunt*, verteidigt hatte. Nach Leistung des Bürgereides am 16. Juni 1761 wurde er unter die Advokaten aufgenommen. Das Jahr 1763 befreite endlich das stark leidende, wenn auch während der Besatzung mit manchen guten Einrichtungen versehene Frankfurt von den Verbündeten des Kaisers. Bei einem zweiten Sohn Starcks, Georg Adolf, ward der ruhige Melber Pate. Das dem Rat Goethe übrig gebliebene Paar fand unter seinen jungen Vettern und Vasen nur wenige, zu denen sich ein genaueres Verhältnis bilden konnte. Am nächsten standen ihm die beiden ältesten Söhne der lustigen Tante Melber, die den Kindern des Herrn Rat äußerst zugethan war; die älteste Tochter war sieben Jahre jünger als Wolfgang. Im Hause des ehrwürdigen, gelehrten, aber nüchternen, dem großen Friedrich feindseligen Pfarrers Starck, in welchem Wolfgang

die schöne, zum Theil vom Vater ererbte Bibliothek am meisten anzog, war die Tochter neun Jahre jünger als er, der älteste Sohn erst 1760 geboren. Aber Wolfgang war zeitlebens ein großer Kinderfreund; seine Lehrhaftigkeit, ja Lehrseligkeit ist neuerdings durch seine Leipziger Briefe an die Schwester auffällig bestätigt worden. Noch deutlicher würde sie hervortreten, wenn Bettinens Bericht über sein Benehmen beim Tode des drei Jahre jüngern Bruders Hermann Jakob auf Wahrheit beruhte. Im Hause des Großvaters, das ihm noch immer ein lieber Aufenthalt blieb, zog ihn die noch keine volle sechs Jahre ältere, durch Schönheit ausgezeichnete ledige Tante Anna Christine an, die an dem feurigen, talentvollen Knaben lebhaften Anteil genommen zu haben scheint, wogegen der fast zehn Jahre ältere Oheim, dessen drei Studienjahre und dessen Auftreten als Advokat in diese Zeit fallen, ihm kaum nahe getreten sein wird.

Textor fühlte sich nach dem Abzuge der Franzosen, obwohl sie ihn als Stadtschultheißen geehrt, auch seinem Hause eine Wache zugeteilt hatten, von einem schweren Drucke befreit, da ihm das Wohl der Stadt, wie sehr dies auch die ihn des Verraths beschuldigende Menge verkannte, warm am Herzen lag. Schon stand der Friede in naher Aussicht, der auch in Textors und Goethes Hause, wie in ganz Frankfurt, jubelnd gefeiert wurde. Aber der immer böswilliger auftretende Erasmus Sendenberg, den der Rat endlich austieß, machte ihm viele besorgte Stunden, besonders da sein Bruder, der Reichshofrat in Wien, diesen in Schutz nahm. Dazwischen erlebte Textor eine neue Krönung, doch gerade damals quälte ihn die bekannte Geschichte seines Lieblingsentzels, welche diesen einige Zeit in schlimmen Ruf brachte. Zwei neue Enkel wurden ihm 1764 geboren, Gottfried Wilhelm Starck und Friedrich Karl Stephan Melber, von denen der letzte nur das folgende Jahr erlebte. Textors Bruder ward in demselben Jahre Oberst und Stadtkommandant, aber schon am 2. Juli 1765 starb er kinderlos, neun Jahre nach seiner Gattin. Wolfgang scheint zu dem Kriegsmanne keine nähere Beziehung gehabt zu haben.

Als dieser im Herbst 1765 auf drei Jahre nach Leipzig reiste, waren der Oheim und die jüngste Tante noch unvermählt. Um letztere scheint sich der am 24. Mai 1762 als Advokat aufgenommene, im sechsundzwanzigsten Jahre stehende Dr. Johann Georg Schlosser, der jüngere Sohn des ältern Schöffen und wirklichen kaiserlichen Rates Lic. Erasmus Schlosser, beworben zu haben; wenigstens besuchte er, vielleicht in Folge seiner Bekanntschaft mit dem Advokaten Johann Jost Textor, häufig das Haus des Schultheißen, wo ihn Goethe kennen lernte. Die ledige Tante war außer Vater und Schwester die einzige Verwandte, mit welcher der Leipziger Student eine briefliche Verbindung verabredet hatte. Auch an Schlosser schrieb er. Anfangs 1766 verlobte sich der Oheim mit der elf Jahre jüngern Tochter des Buchhändlers Eustachius Möller, die, wie seine Mutter, Maria Margaretha hieß. Dem von Weisheit triefenden Studenten, der sich ganz eigne hohe Ansichten von weiblicher Bildung geschaffen hatte, schien

die Braut zu gelehrt, und so hielt er diese Verbindung für eine große Thorheit. Dennoch lieferte er zu der am 17. Februar gefeierten Hochzeit ein Gedicht voll leeren Pompes, das von der Familie mit Lobsprüchen beehrt wurde, und ihm selber gefiel es, bis Professor Clodius, dem es vorgelegt wurde, so arg damit umging, daß er längere Zeit an seiner dichterischen Begabung verzweifelte. Schon am 29. Januar 1767 wurde die Ehe durch einen Sohn gesegnet, zur größten Freude des Schultheißen, welcher in diesem Enkel, der natürlich seine Vornamen erhielt, den Fortpflanzer seines Geschlechts im männlichen Stamme gewonnen zu haben hoffte. Völlig außer sich brachte den Leipziger Studenten bald darauf die Kunde von der Verlobung seiner schönen Tante mit dem volle dreizehn Jahre ältern Leutnant des Kreiscontingents Georg Heinrich Cornelius Schuler, dessen häßliche Figur er immer, wie er der Schwester schrieb, für ein Mittel gegen die Liebe gehalten hatte, und er bedauerte den armen Großvater, der seine Genehmigung zu solchen Thorheiten seiner Kinder geben müsse. Die Ehe wurde am 5. Mai vollzogen. Im folgenden Jahre stand die Großmutter Pate bei der diesem Bunde entsprossenen Tochter. Goethes Vater wurde am 10. Juli 1768 Pate des zweiten Sohnes des Oheims. Auch Melbers Familie vermehrte sich während Wolfgangs Abwesenheit durch eine Tochter, Anna Christina, und einen Sohn, der wieder die Vornamen des vor sieben Jahren gestorbenen erhielt; dagegen starb auch das zweite Patenkind der Frau Kate.

Als Wolfgang mit gebrochener Gesundheit und dem traurigen Gedanken, der Schwindsucht verfallen zu sein, am 3. September 1768 nach Frankfurt zurückkehrte, lag der Großvater ohne Hoffnung auf völlige Herstellung darnieder. Ein Schlagfluß hatte den rastlos thätigen, fortgesetzt durch das dem Kate und ihm feindselige und toll unwürdige Benehmen des ausgestoßenen Rathsherrn Sendenberg bitter geärgerten Schultheiß in seiner Amtsstube befallen, ihm den rechten Arm und die Zunge gelähmt, auch seinen Geist angegriffen. Während Wolfgang in Frankfurt langsam genas, erhielt Schuler im Jahre 1769 einen Sohn, dessen Pate, da der Großvater krank war, dessen Sohn, der Advokat Textor, wurde; ihm folgte ein zweiter, Wolfgang Heinrich Ferdinand, bei welchem ein Bruder des Vaters, der Major Schuler, die Patenstelle vertrat. Die übrigen Vettern und Basen waren unterdessen glücklich herangewachsen. Der älteste Sohn Melbers scheint in einem Ladengeschäfte zu Strassburg gestanden zu haben; denn dieser dürfte gemeint sein, wenn Wolfgang den 26. August 1770 von dort an Fräulein von Klettenberg schreibt: er habe den frommen Handelsmann, an welchen diese ihn empfohlen, oft die Sache seiner Grillen und die Sache Gottes vermischen hören, wenn er seinen Vetter gescholten; als Hausvater sei er zu streng, und sie könne sich denken, was dabei herauskomme, wenn er die feinem Pflichten der Religion von seinen rohen jungen Leuten beobachtet haben wolle.

Wolfgang hatte den Großvater sehr leidend verlassen, als er im April 1770 nach Strassburg reiste. Schon im Juni ließ dieser dem Kate anzeigen,

daß er seinen Abschied nehme und für die genossene viele Freundschaft seinen Dank abstatte. Die mündliche Meldung ließ er durch den Gerichtssubstituten Wagner machen, denselben, den Wolfgang ihm einst empfohlen hatte und der zu jener Untersuchung Veranlassung gegeben, in die Gretchen verwickelt wurde. Er muß sich demnach das Vertrauen des Schultheißen die Zeit über gewonnen haben. Die beiden Ratsglieder, welche ihn begrüßen sollten, konnte er nicht empfangen, dagegen richtete er am 3. Juli ein von seinem Sohne unterzeichnetes „gehorsamstes Abschieds- und Dankagungsmemorial“ an den Rat, welches dieser mit dem Ausdrucke seines Bedauerns, dem verbindlichsten Danke für die der Stadt und dem gemeinen Wesen geleistete vieljährige Treue und der lebhaftesten Versicherung erwiderte, „daß nicht nur das Angedenken dieser wesentlichen stattlichen Verdienste bei Uns und sämtlicher Bürgerschaft ohnauslöschlich sein wird, sondern Wir für unsre Person ein angenehmes Geschäft Uns machen werden, der Nachkommenschaft eines solchen würdigen Mannes alle diejenige Achtung und Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, welche Wir demselben längstens gewidmet haben.“ Die Stelle wurde, so lange er lebte, nicht wieder besetzt. Bald darauf kam eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen der Textorschen und der Schlosserschen Familie zu stande; denn am 1. August 1770 traute der Pfarrer Starck seinen Bruder, den Advokaten Dr. Martin Starck, mit der Schwester der Brüder Schlosser, Maria Magdalena. Am 2. Januar 1771 wurde dem Oheime ein dritter Sohn geboren, dessen Pate Melber wurde. Der Schultheiß verschied am 6. Februar und ward in dem Appelschen Erbbegräbnis bestattet. Wolfgang sprach der Großmutter sein warmes Beileid aus. „Mich, nicht Sie zu trösten, schreib ich Ihnen — äußerte er —, Ihnen, die Sie jezo das Haupt unsrer Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe und versichere Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit.“ Gott habe, fuhr er fort, nicht nur für den Verstorbenen gesorgt, auch der Gattin und der Familie habe er eine Wohlthat erzeigt. „Er hat uns nicht den muntern, freundlichen, glücklichen Greis entzissen, der mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings die Geschäfte des Alters verrichtete, seinem Volke vorstand, die Freude seiner Familie war. Er hat uns einen Mann genommen, dessen Leben wir schon einige Jahre an einem seidnen Faden hängen sahen, dessen feuriger Geist die unterdrückende Last eines kranken Körpers mit schwerer Ängstlichkeit fühlen mußte.“ Auch in seiner eignen Lebensdarstellung hat der Enkel dem wohlwollenden, bei aller rastlosen Thätigkeit ruhigen, das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens um sich verbreitenden würdigen Greise ein schönes Denkmal gesetzt.

Dagegen tritt uns Textor als ein unedler, ja niederträchtiger, zu jeder Schandthat fähiger Selbstsüchtler aus den handschriftlichen Aufzeichnungen seines gleichzeitigen Landsmannes entgegen, und leider hat dieses Herrbild sich dadurch Eingang zu verschaffen gewußt, daß es von Sendenberg entworfen wurde, der durch jene großartige Stiftung seine Vaterstadt zu so vielem Danke verpflichtet

hat. Hierüber und bei den wirklichen Vorzügen des Mannes hat man alle seine Seltsamkeiten, Schrullen, ja schreienden Ungerechtigkeiten übersehen. Wer vorurteillos die Entstehung seiner Stiftung verfolgt, wird gestehen müssen, wie es der große Arzt Heim, der den Stifter noch im Stiftshause gesehen und gesprochen, längst ausgesprochen, daß nicht reine Liebe zur Sache und zu seiner Vaterstadt, sondern Eitelkeit ihn zur Gründung einer seinen Namen tragenden medizinischen Akademie in Frankfurt trieb, die ihn im Grunde nichts kostete, da er bis zu seinem Tode im Besitz und in der Leitung der ganzen Anstalt blieb. Kriegks Behauptung, Sendenberg sei eine streng sittliche Natur gewesen, können wir nicht zugeben. Leider nistet sich bei den Frommen, trotz ihrer peinlichen Herzensforschung, zu viel Ehrfucht, Selbstbespiegelung, Überhebung und pharisäische Verachtung anderer ein. Kriegt selbst muß gestehen, daß Sendenberg in seinen Urteilen über Personen fast immer leidenschaftlich verfahren sei. Das Sittengesetz verlangt, daß man nur nach genauester Prüfung und voller Kenntnis ein Urteil über den Nächsten fälle, ein abfälliges nur da, wo es nötig ist, und mit möglichster Schonung, nicht mit verletzender Schadenfreude. Aber Sendenberg war durch seine traurigen Jugenderlebnisse und durch den ihn verfolgenden Spott über das Abstoßende seines äußern Wesens ungemein reizbar und verbittert und nicht imstande, solchen, die andre Wege gingen, gerecht zu werden. Die Welt war ihm ein Narrenhaus, aus welcher sich der Geist des Weisen, für den er sich hielt, zurückziehe, seine Amtsgenossen Sklaven der Habgier, alle Ratsmitglieder Esel oder Schurken, die Geistlichen herrschsüchtige Pfaffen, die Juristen Rabulisten; seine Vaterstadt, glaubte er, hasse die Guten, beschütze die Bösen, wogegen er auf seiner selbstgemachten Grabchrift sich als guten Bürger und treuen Arzt bezeichnete. Ohne Ahnung der Schwierigkeiten einer großen Verwaltung, wozu er selbst unfähig war, ohne Verständnis für echte Diensttreue brach er den Stab über Tector und sah ihn im Hohlspiegel seines Hasses. Dieser Haß war dadurch gesteigert worden, daß Tector ihm zuweilen entgegengetreten war, wie bei dem Vorschlage, Ärzte als solche in den Rat zu wählen, was dessen Bestimmung durchaus widersprach und die gleiche Vergünstigung für die Geistlichkeit und die Lehrer der Schulen gefordert hätte, die eben, wie die Ärzte, schon ihre eignen Vertreter hatten. In seiner Verblendung schrieb er Tector alles Böse zu, und er freute sich, wenn die Gegner, die seine Abneigung gegen den verdienten Mann kannten, ihr loses Geklatsch ihm zutrug, das er mit wahrer Wollust, auch wohl mit unwillkürlichen Zusätzen in seine Tagebuchblätter eintrug. Manches mag auf Erzählungen oder Äußerungen seines vor keiner Lüge zurückschreckenden Bruders Erasmus beruhen, obgleich er dessen Nichtswürdigkeit kannte, ja einzelne Vorwürfe gegen Tector gehen nachweislich auf diesen zurück.

Halten wir uns zunächst an den Vorwurf, Tector, die Bürgermeister und andre Magistratsmitglieder hätten sich zum Verrat der Stadt an die Fran-

zosen durch Geld bestechen lassen, so folgte Senckenberg darin einer Verdächtigung, die sich erst infolge der fast unerträglichen Bedrückung Frankfurts durch die als übermütige Herren auftretenden Franzosen verbreitet hatte; aber niemand hatte wohl Teytor für alles Böse in Frankfurt verantwortlich gemacht, wie Senckenberg, der sich schon, seiner eignen Äußerung nach, der Rache freute, die Gott deshalb an diesem nehmen werde. Kriegl selbst muß zugeben, daß an eine Geldbestechung kaum zu denken sei, aber damit fiel ja das Verbrecherische der That weg, wenn die Stadtverwaltung, da sie zum Widerstande sich unfähig fühlte, das notwendige Übel auf sich genommen hatte. Ein sittlicher Mann wird eine so schwere Anklage nicht verbreiten, ohne den vollen thatsächlichen Beweis zu besitzen. Hätte Senckenberg etwas bestimmtes davon gewußt, er würde es mit Gift und Galle ausgespiesen haben. Die dafür angeführten Gerüchte sind an sich wunderbarlich und widersprechen sich selbst. Schon im Oktober 1758 soll man in Mainz und sonst von der Verabredung mit den Franzosen gewußt haben, während die Überrumpelung erst im Januar 1759 und zwar unter einem neuen Bürgermeister erfolgte, nicht demjenigen, der beim Abschlusse beteiligt gewesen sein sollte. Thatsächlich ist nur, daß Senckenbergs eigner toller Bruder (Senckenberg berichtet es selbst) die Franzosen aufgefordert hat, die Stadt zu besetzen, ja er soll auch auf die Art und Weise aufmerksam gemacht haben, wie dies am leichtesten geschehe. Von den Franzosen wäre es thöricht gewesen, wenn sie durch Verhandlungen, deren Erfolg doch immer zweifelhaft blieb, dasjenige anzubahnen gesucht hätten, was sie durch eine Überrumpelung mit leichter Hand erreichen konnten. Wenn der Rat später aus Senckenbergs Aufzeichnungen die verleumderischen Äußerungen gegen ihn herausnehmen ließ, so beweist dies keineswegs, daß er sie für wahr gehalten, er beseitigte sie eben als unwürdig; im andern Falle hätte er sie vernichtet. Ja ein Verrat ist gespielt worden, ein nicht durchgegangener durch Erasmus Senckenberg, ein gelungenener durch den Mißbrauch des Durchzugsrechtes von seiten der Franzosen, wobei freilich einzugestehen ist, daß die kaiserlichen Minister zu Wien, wie der Reichshofrat von Senckenberg wußte, die Besetzung Frankfurts wünschten. Wenn Senckenberg hier einer seit 1760 viel verbreiteten, aus der Luft gegriffenen Verdächtigung, die seinem Haffe schmeichelte, gewissenlos folgte, so steht es in andern Fällen noch viel schlimmer, wo er einer losen von Hinz oder Kunz ihm zugetragenen Verleumdung glaubte, ja in seiner leidenschaftlichen Weise sie noch verschärfte. Da glaubt man nicht den frommen Arzt, sondern den von Schmähsucht geschwollenen Bruder zu hören.

Der ärztliche Wassertrinker giebt Teytor als Freund des Weines an und schreibt seinem Trinken das Frösteln zu, woran er stets, auch im Sommer, gelitten habe. Die letztere Thatsache möchten wir ebenso bezweifeln, wie die physiologische Erklärung. Doch diese Liebe zum Weine wollte wenig sagen, sähe man nicht die Absicht, Teytor etwas anzuhaben. Viel Schlimmeres be-

richtet er über seine Vergangenheit als Prokurator in Weylar. Dort sei er durch Schlemmen im Essen und Trinken arm geworden; nicht genug damit, soll er sich durch geschlechtliche Ausschweifung oft und schwer vergangen, unter anderm ein Bürger ihn bei seiner Frau ertappt und seiner Anklageschrift die ihm abgerissene Perücke als Beweis beigelegt haben. Und einen solchen Klatsch wagt ein Mann, den man für streng sittlich halten soll, im Ernst niederzuschreiben, weil sein Haß gegen Teytor ihn eben den frechsten Verleumdungen zugänglich machte. So wagte er auch dessen Gattin der schlimmsten Verletzung ihrer Frauenehre zu zeihen. Dem Frommen war eben nichts heilig als sein eignes Streben nach dem Himmel. Eine Folge der Armut, in welcher Teytor nach Frankfurt zurückgekehrt sei, soll auch seine und seiner Frau Bestechlichkeit gewesen sein. Solche schwere Beschuldigungen wird sich kein wahrhaft sittlicher Mann ohne die zwingendsten Beweise gestatten, am wenigsten ohne genaue Angabe derselben für die Nachwelt aufzeichnen. Verdächtigungen wegen Bestechung waren damals so allgemein, daß selbst Sendenbergs Bruder in Wien ihnen nicht entgehen konnte. Auch der Modesucht wird Teytor beschuldigt. Dem Beispiele Versners folgend, soll er ohne das Krägelchen auf dem schwarzen Rathauskleide im Römer erschienen sein; das war freilich in Sendenbergs Augen, der doch selbst immer nett gekleidet ging, ein großes Verbrechen, obgleich Teytor das schwarze Ratsherrnkleid nicht aufgab, in welchem er sich auch 1763 mit dem Krägelchen und der goldnen Kette malen ließ. Daran schließt sich der arge Vorwurf, er und andre ihm ähnliche „liebten Pläjanterie, wollten die alten Bürger exterminiren, und dagegen lüderliche, voluptuöse, unachtsame Bürger und Lumpen haben, die keine Ehre hätten, sich hudeLN und wie Esel traktiren lassen.“ Kann man unwürdiger verleumden! Auch daß die Familie des Schultheißen bürgerfreundlich und nicht stolz war, muß sie büßen. Eine Frau, die sich ehrlich mit einem kleinen Rattungeschäft ernährt, ist Freundin der Stadtschultheißenin gewesen, ja diese und ihre Kinder haben im Jahre 1761 nebst mehreren Ratsgliedern einem Ball auf der Hochzeit eines Zimmermannes beigewohnt. Wie wenig Teytors Gattin sich überhob, zeigt auch eine andre Geschichte, die Sendenberg deshalb erzählt, weil der Adel dabei eine „Nase“ erhalten hatte. Als der Herzog Anton Ulrich von Meiningen sich 1755 längere Zeit in Frankfurt aufhielt, wurde er auch von vornehmen Damen besucht. Einmal kam die Schultheißenin, die aus Bescheidenheit nicht auf den obersten Platz sich setzte. Dieses that die nach ihr eintretende Frau eines jungen Herrn von Glauburg aus dem hochadlichen Hause Alten-Vimpurg. Der Herzog bemerkte dies mit Unwillen. Als er darauf den Damen Kaffee geben ließ, befahl er laut dem Diener, zuerst die Schultheißenin zu bedienen, mit welcher er sich dann unterhielt, indem er erklärte, ihre gebühre als der Frau des Schultheißen der erste Platz, der Mann der Glauburger wolle ja erst noch Ratsherr werden.

(Schluß folgt.)